

# Kapitel II

## Intuition – nicht »aus dem Bauch«, sondern aus dem ganzen Menschen

### Intuition

(aus lat. intuēri, intueor, intuitus sum:  
ansehen, hinschauen, betrachten, erwägen)

- Anschauung;
- unmittelbar ganzheitliche Sinneswahrnehmung  
im Gegensatz zum Beobachten von Einzelheiten;
- Erkennen des *Wesens* eines Gegenstandes ohne längeres Nachdenken  
in *einem* Akt des Erkennens, dies im Gegensatz zur *Diskursivität*:  
in logischen Einzelschritten in der Erkenntnis voranschreiten;
- eingebungsartiges Schauen, ahnungsvolles Erfassen.

Der kleine Jörg ist mit seinen Eltern über zehn Tage zu Besuch bei den Großeltern. Zum Gutenachtritual gehört, dass der Opa abends die Lieder, die Jörg sonst von seinen Eltern vorgesungen bekommt, jetzt auch auf der Flöte vorspielt. Jörg hört stets andächtig zu. Eines Abends signalisiert er nach dem Flötenspiel jedoch nicht – wie sonst zu erwarten gewesen wäre – sein Einverständnis, jetzt ins Bett gebracht zu werden. Vielmehr zerlegt er in Windeseile seine Kugelbahn, fügt mehrere kleine Rohre zu einem längeren Rohr zusammen und stellt sich damit vor den Notenständer. Dann summt er in dieses Rohr die ihm gegenwärtigen Melodien und bewegt die Finger dazu wie beim Flötenspiel. Nach einigen Takten dreht er sich um, schaut gespannt in die Runde und beginnt zu

strahlen, als er die freudigen Gesichter der applaudierenden Zuhörer sieht.

Hätten die Erwachsenen hier nicht intuitiv erkannt, dass es in diesem Augenblick *nicht* darum ging, die Zeitgrenzen, d. h. die pädagogischen Richtlinien vom Zubettgehen, einzuhalten, sondern sich auf das einzulassen, was dem kleinen Jörg verschwebte, dann hätte sich diese wunderbare Geschichte nicht ereignet. Aber nicht nur das. Die Erwachsenen hätten – zumindest vorerst – eine große Chance verpasst, den Jörg eine *eigene* Motivation für das Musizieren finden zu lassen. Aus eigener Motivation und Freude heraus zu musizieren ist nämlich etwas anderes als das, was meine Patientin Wiebke erlebte, von der in Kap. VII die Rede sein wird.

Dass die Erwachsenen nicht darauf bestanden, Jörg seine Kugelbahn beiseitestellen zu lassen und ihn ins Bett zu schicken, verdankten sie ihrer Intuition aus ihrem eigenen impliziten Beziehungswissen heraus.

Seit zweieinhalbtausend Jahren schon befassen sich die Menschen mit der Intuition beziehungsweise deren unterschiedlichen Bedeutungen und Wertschätzungen. Offensichtlich stellt die Intuition ein Thema dar, das die Menschen in ihrem Erkenntnisstreben seit Beginn des überlieferten philosophischen Denkens nicht loslässt.<sup>1</sup>

Immanuel Kant (1704–1784) hielt von Intuition als Weg zur Erkenntnis durch innere bildhafte Anschauung zunächst herzlich wenig. Denn Erkenntnis, so Kant, wird *begrifflich-diskursiv* und nicht in der Anschauung gewonnen. Diese schroffe Position provozierte in der Folgezeit, insbesondere auch in der Romantik, Gegenbewegungen. (Die schrecklichste Gegenbewegung war die Rede der Nationalsozialisten vom »zersetzenden Verstand«.) Aber Kant selbst hat implizit (!) die-

se schroffe Position aus der *Kritik der reinen Vernunft* späterhin wieder in Frage gestellt.<sup>2</sup> Veranschaulicht sei dies an der intuitiv-schöpferischen Entstehensweise eines *Entwurfes*, zum Beispiel dem eines Hauses.

Jedes Haus, nehmen wir als Beispiel das Hundertwasser-Haus in Wien, erscheint zunächst als Entwurf in der inneren Anschauung – gewissermaßen auf der »inneren Leinwand«. In diese innere Anschauung wird der Entwurf von der Fantasie eingespeist. Anschauung und Fantasie (Letztere als *produktive Einbildungskraft* im Kant'schen System) sind eng miteinander verknüpft. Denn ich bekomme zuerst in der inneren Anschauung zu Gesicht, was die Fantasie mit ihrer Fähigkeit, etwas Neues hervorzubringen, entwirft.

Der Entwurf des Hauses, den wir in unserer inneren Anschauung wahrnehmen, setzt aber praktische, d. h. auch implizite Kenntnisse über die Bedürfnisse und Bräuche seiner künftigen Bewohner, Kenntnisse der Gesellschaft, der diese Bewohner angehören, sowie deren Kulturstufe und politische Ordnung voraus, damit sich diese zukünftigen Bewohner des Hauses darin wohl fühlen, sich eben »zu Hause fühlen« können. Jeder gelungene architektonische Entwurf zeigt, dass Vernunft und Intuition nicht voneinander zu trennen sind.<sup>3</sup> Vernunft zeigt sich also nicht nur im Technisch-Naturwissenschaftlichen. Dies zu meinen wäre sogar höchst unvernünftig. So wie es unvernünftig wäre, ein Haus zu bauen, das zwar der Statik genügt, aber nicht ermöglicht, dass seine Bewohner sich darin wohl fühlen, wie die aufs Technisch-Funktionale reduzierten Plattenbauten zeigen: »Es ist also durchaus nicht eine Sache der Willkür und des freien Beliebens, wie unser produktives Vermögen die Modelle, die wir verwirklichen wollen, entwirft. Sie müssen im Zusammenhang der Welt, in die sie hineingestellt werden, ›richtig sitzen‹« (Picht 1969). Die Vernunft, die in den schöpfe-

rischen Entwurf mit eingeht, ist also nicht nur begrifflich-diskursiv. Sie entspricht zugleich auch in vielem dem, was bereits als implizites Wissen vorgestellt worden ist.

Eben dieses Wissen speist unsere Intuition. Der Augenblick, in dem diese sich freisetzt, lässt leise knisternd die Vergangenheit des prozedural Erworbenen mit dem Zukünftigen, dem jeweils noch nicht ganz Bewussten im Entwerfen zusammengehen. Oder etwas weniger feierlich: Unser Erfahrungswissen hat, sofern es in irgendeiner Weise reflektierbar ist, eine ungeheure Kraft in sich.

Für *Ernst Bloch*<sup>4</sup> zeigt es sich als »belehrte Hoffnung« (*docta spes*), als aufsässig-schöpferisches Moment utopischer Entwürfe für eine menschlichere gesellschaftliche Verfasstheit. (Was könnten wir, globalisierungsverschlissen, derzeit dringender brauchen?)

Unser lebendiges schöpferisches Handeln, das nicht nur reproduziert, lebt von diesem Wissen und kann es zugleich vermehren. Gleich, ob wir ein Bild malen (s. Kap. VII) oder einen Garten anlegen.

Und noch ein Köder für »Realisten«: Wirtschaftlicher Innovation und Kreativität könnte, wie die Japaner *Nonaka* und *Takeuchi* (s. Kap. VI) beispielhaft belegen, dieses Wissen ebenfalls zugute kommen. Sofern man sich die Mühe macht, es zu vermitteln.

Das implizit-prozedurale Wissen ist auch entscheidend für unser Körperschema und Körperbild, d. h. für die Gewissheit, in unserem eigenen Leib zu Hause zu sein. Zugleich ermöglicht dieses Wissen, die Leibhaftigkeit eines Gegenübers zu verstehen: Sei es die des Patienten in der ärztlichen Sprechstunde oder der Schülerin im Sportunterricht. Wir können dann intuitiv sowohl deren Zerbrechlichkeit als auch deren Ressourcen erspüren.

Unser implizites Beziehungswissen ermöglicht uns Spontaneität in der Begegnung mit anderen Menschen. Die mit unserem impliziten Wissen verbundenen inneren Bilder ermöglichen, dass wir uns situativ rasch orientieren können, das heißt schnell *im Bilde sind*, wenn beispielsweise unser Freund am Ende der Straße erscheint. Wir erkennen schnell, *dass* er es ist und *wie* es um ihn bestellt sein mag.

Damit wird deutlich, dass die oben genannte schroffe Kant'sche Position nicht haltbar ist: Wenn wir *im Bilde sind*, dann haben wir etwas schon bestens verstanden, ohne es zwangsläufig *auf den Begriff gebracht* haben zu müssen.

Ohne begriffliche Interpretation können wir auch die bildnerische Darstellung eines Künstlers verstehen, wenn wir in dieses Bild *einstiegen*, uns in diesem Bild bewegen. Wir sind dann im wortwörtlichen Sinne *im Bilde*.<sup>5</sup> Dass wir uns in einem Bild bewegen können, hat wiederum viel mit unserem impliziten Wissen zu tun.

Was hier für die bildnerische Darstellung gilt, verdeutlicht Daniel Stern (2005) beispielhaft an dem Erleben von Musik: »Man kann ein musikalisches Werk hören und dekonstruieren und auf diesem Wege zu einem expliziten Verständnis seiner Komposition gelangen. Dazu bedarf es einer gewissen Ausbildung. Zumeist aber verhalten wir uns anders. Wir hören die Musik immer wieder und erleben sie mit wachsender Intensität. Bei jedem Hören interessieren, überraschen und erfreuen uns andere Aspekte. Wir *kennen* die Komposition besser, und zwar im Sinne eines tieferen, reicherer Erlebens. Wenn ein Patient und ein Therapeut zusammenarbeiten, geschieht etwas Ähnliches. Der Unterschied zwischen dem kognitiven Verstehen des Erlebens und der Bereicherung des Erlebens ist von entscheidender Wichtigkeit«.<sup>6</sup> Ähnliches meinte schon vor Jahrzehnten der Arzt und Psychoanalytiker Michael Balint, als

er dazu einlud, den Patienten nicht nur als strukturell vermessbares Objekt zu erklären, sondern gleichfalls auch als Kunstwerk zu verstehen.

Vor diesem Hintergrund erscheint es schon bald als tragisch-komisch, wenn im Zusammenhang mit dem »PISA-Schock« anstelle der Schulräte, die früher zumindest eine Stunde lang im Unterricht dabei waren, jetzt sogenannte Schulinspektoren innerhalb von zwanzig Minuten anhand vorgegebener formaler *expliziter* Kriterien die Qualität des Schulunterrichtes beurteilen wollen.

Die Lebendigkeit unseres Denkens speist sich aus unserem impliziten Wissen, zu der auch unsere intuitive Begabung gehört. Je weniger Raum dafür in einer von Richtlinien bestimmten Lebenswelt ist, desto kälter und armseliger wird es in uns und um uns herum (s. hierzu auch Kap. IV).

Zunächst aber noch einmal zurück zum Entwurf, beispielsweise beim *therapeutischen Handeln*: Dieses weist als Gesamtentwurf wie auch in seinen Zwischenentwürfen und Untergliederungen sowohl eine intuitiv *erkennende* als auch eine intuitiv *schöpferisch-entwerfende* Komponente auf. Je mehr wir uns in den Prozess hineinwagen, desto mehr sind wir auf unsere Intuition angewiesen, wenn die Therapie gelingen soll. Hierzu erzählt Michael Balint das schöne Beispiel vom Purzelbaum in der Therapiestunde: »Es war zu jener Zeit, als ich einmal die Deutung gab, es sei für sie (die Patientin, E. S.) sehr wichtig, immer den Kopf oben und die Füße fest auf den Erdboden zu behalten. Darauf erwähnte sie, dass sie es seit frühester Kindheit nie fertiggebracht habe, einen Purzelbaum zu schlagen, obwohl sie es oft versucht hatte und ganz verzweifelt war, wenn es nicht ging. Ich warf ein: ›Na, und jetzt? – worauf sie von der Couch aufstand und zu ihrer eigenen größten Überraschung ohne weiteres auf dem Teppich einen

tadellosen Purzelbaum schlug. Dies erwies sich als ein wahrer Durchbruch ...«

Michael Balint (1986–1970) war wohl einer der kreativsten Köpfe in der bisherigen Geschichte der Psychoanalyse.<sup>7</sup> Seine wichtigste Aufgabe sah er darin, die möglichen Hilfen durch die Psychoanalyse nicht nur einigen Privilegierten, sondern der Bevölkerung in einem breiten Umfange zukommen zu lassen. Jenseits der häufig sehr starr gehandhabten Anwendungsvorschriften modifizierte Balint psychoanalytische Verfahrensweisen erfolgreich für so unterschiedliche Felder wie die Kurztherapie und die – späterhin nach ihm benannte – Gruppenarbeit mit Ärzten zur Verbesserung der Arzt-Patienten-Beziehung sowie zur Anwendung psychotherapeutischer Elemente in der ärztlichen Allgemeinpraxis.

Ich kann mir vor diesem Hintergrund sehr gut ein flüchtiges Schmunzeln vorstellen, das Balints intuitive Bemerkung »Na, und jetzt?« begleitet haben mag. Manch gestrenger Psychoanalytiker mag sich darüber irritiert gezeigt und Balint ein verführerisches Agieren vorgeworfen haben, denn ein solches ist mit der analytischen Grundregel der Abstinenz absolut unvereinbar; mithin ein schlimmer Verstoß gegen die Vorschriften!

Balint selbst setzte mehr auf dialogische Reflexion seiner Experimente und Behandlungsergebnisse als auf Vorschriften. Und in der Gruppenarbeit, die seinen Namen trägt, stellt das Ensemble der Intuitionen aller Teilnehmer zu der zuvor dargestellten Arzt-Patienten-Geschichte ein entscheidendes Moment dar. Bedeutsam ist für die Balint-Arbeit also auch das Beziehungsgeschehen in der Gruppe selbst, wenn es darum geht, die Intuition des Einzelnen »einzusammeln«.

Dabei kann sich, für alle Gruppenteilnehmer unmittelbar erfahrbar, das abbilden, was sich zuvor in der ärztlichen

Sprechstunde zwischen Arzt und Patient in der referierten Beziehungsepisode abgespielt haben mag. Hierüber eröffnen sich in einer fast spielerischen Weise dem referierenden Arzt Möglichkeiten, die Problembeziehung zu seinem Patienten besser zu verstehen und zugleich auch situationsangemessene Verhaltensweisen in der Auseinandersetzung mit dem Patienten zu durchdenken.

In einer von *Alfred Drees*<sup>8</sup> entwickelten Variante der Balint-Arbeit, der sogenannten *prismatischen Balintgruppe*, sind die Teilnehmer aufgefordert, ihre Intuitionen vorwiegend über Bilder, Stimmungen und Körperempfindungen zu vermitteln. Es zeigte sich dabei immer wieder, dass im Rahmen der Gruppenarbeit die einzelnen Bilder und Empfindungen sich zu einer – zutreffenden – Gesamtintuition ergänzen (dies in Analogie zur Ergänzungsweise der Spektralfarben, in die das Licht zerlegt wird, wenn es auf ein Prisma trifft).

Grundlegend für das »Funktionieren« der Balint-Gruppenarbeit dürfte die Zusammenschau des – durch die Fallgeschichte aktualisierten – impliziten Beziehungswissens aller Teilnehmer sein. Darüber hinaus vermitteln der Begriff wie auch das Bild einer *prismatischen* Balintgruppe das Phänomen, dass vergleichbar den Regenbogenfarben – die erst mit der *prismatischen* Brechung des weißen Lichtes sichtbar werden – auch *abgewehrte* und damit *unbewusste* Momente, die für die Fallgeschichte bedeutsam sind, im Gruppenprozess aufleuchten können. Sowohl dieses *psychodynamisch Unbewusste*<sup>9</sup> als auch das implizit Nicht-Bewusste können also über intuitive Bilder vermittelt werden, ohne dass deren Bedeutungen und implizite Inhalte auf den Begriff gebracht werden müssen. Die Gruppenteilnehmer sind dann meist auch ohne wortreiche Erläuterungen *im Bilde*.

Intuitives Erkennen und intuitives spielerisch-schöpferisches Handeln auf der Grundlage unseres impliziten Beziehungswissens sind aber nicht nur eine Angelegenheit von Therapeuten, sondern von allen, die mit Kindern oder der Kindheit von Erwachsenen zu tun haben. Gemeint sind also ziemlich viele Menschen: Eltern, Erzieherinnen, Lehrer, (Kinder-)Krankenschwestern, Ärzte, Politiker, ...

Schauen wir uns hierzu noch einmal das eingangs genannte kleine Beispiel von Jörg und seinem Flötenspiel an: In der Interaktion zwischen Jörg und seiner Familie – die ein intuitives *Erkenntnisvermögen* der Erwachsenen erfordert – entfaltet sich das *schöpferische* Moment der Intuition. Dieses hat bei Jörg zunächst mit dem impliziten Wissen zu tun, dass es Spaß macht, etwas auszuprobieren, und dem Motiv, aus der Beziehung zum Großvater heraus es diesem gleichzutun. Die Erwachsenen wissen implizit, was dem kleinen Jörg in dieser Situation guttut. Die Handlungsentwürfe aller sind aufgrund dieses impliziten Wissens harmonisch miteinander verschrankt.

Wenn wir nun die Erwachsenen in dieser Situation fragen würden, warum es ihnen gelingt, sich so prächtig auf den kleinen Jörg einzulassen, dann würden sie vermutlich antworten: »Ach, einfach so aus dem Bauch raus ...« Damit ist der gefühlshafte Aspekt des Beziehungsgeschehens gemeint. Dieser gibt jedoch nur sehr verkürzt wieder, was hinter der oben geschilderten kleinen Episode mit Jörg steht. Entscheidend sind die eigenen impliziten Beziehungserfahrungen der Eltern und Großeltern im Spielen, nämlich die Erfahrung, als Kinder eigenständig, ohne permanente Bevormundung sich selber erprobt und die Welt erkundet haben zu können. Ist hingegen implizite Erfahrung so vonstattengegangen, dass die Bevormundung im Vordergrund stand, wird sich genau diese Erfah-

rung in der Beziehung zu den eigenen Kindern leider häufig auf dieselbe Weise wiederholen. Es sind dann eben keine *Spiel*-regeln – wie sie gemeinsam von Jörg und seiner Familie gefunden wurden –, die den Lebensalltag bestimmen, sondern starre *Richtlinien*, die für die Entwicklung des Eigenen kaum noch einen schöpferischen Spielraum zulassen.

Es ist also die Erfahrung eines ganzen Lebens, die jeweils hinter der Intuition steht. Sind es insbesondere die frühen Anteile dieser Erfahrung, die uns haben erleben lassen, wie wir uns unter wohlwollend-interessierter Wahrnehmung frei haben entfalten können, dann werden wir dies auch in der Begegnung mit unseren Mitmenschen – mit Kindern wie mit Erwachsenen – wiederholen können. Was dann als spontanes Geschehen »aus dem Bauch heraus« erscheint, impliziert in jedem Augenblick unsere aktualisierten guten früheren Erfahrungen. Indem diese – wie bei Jörg – interaktionell weitergebracht werden, entstehen *Augenblicke der Begegnung*.